

Nr. 232. Bromberg, den 8. Oktober 1930.

Susannes Revolution.

Eine untragische Geschichte

von Margaret Laube.

(1. Fortsetzung.) ———

„Für übermorgen ist eine nächtliche Schlittenfahrt angesetzt, mit Fackeln", sagt er, um den jähen Abschied am Sprunghügel zu überbrücken, „ich habe gerade noch drei Tage, kann ich, zum Abschluß, auf den Vorzug rechnen, Ihren Schlitten zu teilen? Macht Ihre Frau Mama mit, oder nicht?"

Susanne verzieht kaum den Mund. „Mama macht schwerlich mit. Und wenn — dann in einem anderen Schlitten als ich. Also keine Sorge!"

„Ich meinte es nicht so, Fräulein Vandenberg."

„Doch, Irgang. Sie meinten es so. Aber Sie glauben immer, Sie seien zu kleinbürgerlicher Vorsicht verpflichtet."

Irgang wagt es, seine Hand fester um ihr Schulterblatt zu legen. „Ich sehe, daß Sie tun, was Sie wollen, Fräulein Vandenburg. Sogar sehr tun, was Sie wollen, nicht nur in der Verteilung von Schlitten und Eislaufpartnern, Schipartnern; auch sonst. Bei anderen Gelegenheiten . . ."

„Nehmen Sie sich in acht, Herr Doktor!"

„Nein. Sie räumen mir ja das Recht ein, die kleinbürgerliche Maske fortzulassen. Sie sind ein gefährliches, schönes junges Tier, Susanne. Und ich — ich "

„Sie — Sie?" spottet Susanne fast zärtlich.

Sie betrachtet flüchtig seine rosige, zarte Haut. Das helle Haar liegt silberpelzig an den Schläfen. Sauberer Nordländer, denkt sie. Sauberes, mittelmäßiges, unverdorbenes Gemüt. Trotzdem wird er sein wie die andern, wenn er weiß, daß sie Erbin des halben Vermögens ihres Vaters ist . . .

„Nun, was sind Sie?" fragt sie kalt.

Irgang bleibt das kühne Wort in der Kehle sitzen. Im selben Augenblick ist der Tanz zu Ende. Susanne erfährt nicht mehr, was der Rechtsanwalt Irgang in der Nähe des gefährlichen, schönen jungen Tieres ist. Es interessiert sie nun auch schon nicht mehr. Jetzt sieht sie Larassée in die dunklen, romanischen Augen. Er hat ohne Frage mehr Talent zum Tierbändiger als Irgang; er versteht es auch, den Zynismus des Gleichgültigen zu heucheln. Vielleicht heuchelt er auch nicht, wer weiß das so genau —

„Tanzen Sie den Tango mit mir, Albert. Irgang holt meine Mama. Los, Irgang. Sie ist viel hübscher als ich. Außerdem pikanter. Und dann ist sie nicht die Hindenburgschanze hinuntergesprungen. Immerhin ein Vorzug, nicht wahr?"

Irgang lächelt verzerrt. Er hat den Augenblick wieder versäumt. Und in drei Tagen muß er abreisen. Sein Geld ist zu Ende.

„Mit dem größten Vergnügen." Sein blondes Gesicht ist kreideweiß. Frau Vandenberg hat außer dem halben Vermögen des verstorbenen Kommerzienrats noch die Villa in Düsseldorf. Und ihre Juwelen sind weit mehr wert als dieses Haus, das man in Italien einen Palazzo nennen würde. Er ist gut orientiert über das Vermögen im Hause Vandenberg. Ein Kollege saß im Aufsichtsrat der Grubengesellschaft, als Vandenberg vor zwei Jahren starb.

Aber sie ist eine alte Frau. Pikant nennt ihre eigene Tochter sie? Eine verwünschte Mischung von Lebensgier und Gefallsucht. Sie will aussehen wie eine junge Frau, dabei ist sie weit über vierzig. Sie hat spät geheiratet. Wenn sie noch einfach blühen wollte wie eine gesunde Vierzigjährige! Aber das will sie nicht. Sie will die Frühlingsglieder ihrer schmächtigen Tochter imitieren. Und wenn er sich in der Schlinge seiner Schulden erdrosseln lassen muß — diese gegen alle Gesetze der Natur ankämpfende Frau — niemals. Er ist sechsundzwanzig.

Er legt den Arm um den Körper, von dem er weiß, daß er hungert um seines jammervollen Traumes willen. Sie könnte mütterlich blühen, denkt er, während der argentinische Liebesrhythmus ihn an sie schmiedet, aber sie erhungert sich eine zweite Jugend, an die niemand glaubt außer ihr. Die eigene Tochter lächelt ironisch und mitleidig: er sucht und findet die Krähenfüße unter den Augen. Auf einmal läuft es ihm warm zum Herzen: arme Frau.

Er ist ein weichherziger, untüchtiger, nie den Moment nutzender kleiner Winkelrechtsanwalt. Das beste ist, er bemüht sich um das Notariat, das frei wird, dann hört alles Aufregende des Lebens schnell und gründlich auf. Notar in Pasewalk . . .

Während er so mit bitterem Gesicht durch den Tango schreitet, biegt Susanne ihren Leib gegen Larassées Glieder. Dabei geht ein zorniges Zwiegespräch hin und her.

„Er wollte springen, sagen Sie?"

„Ja."

„Warum ließen Sie ihn nicht?"

„Sollte er sich den Hals brechen?"

„Aha! — Er sollte sich nicht hervortun. — Toujours jaloux, Monsieur?"

Larassée lacht. Es klingt nicht schön. „Susanne ist ziemlich eingebildet."

Susanne biegt den Kopf näher an sein Ohr. „Susanne weiß ganz genau, was sie sagt. Sie weiß sogar noch viel mehr, als sie sagt."

„Eh bien — mag sie es verraten."

„Wohin fahren Sie nächste Woche? Und wenn ich gar nicht zu fragen brauchte? Wenn ich es wüßte? Hm?"

Wie sie vor Schadenfreude funkelt! Woher sie das nun wieder hat? Sie scheut sich wohl kaum, den Eintänzer Mac d'Aman, diesen Laffen, der aus Berlin N stammt und Max Dammann heißt, und der die Hotelkorrespondenz wie ein Detektiv überwacht, auszuhorchen, um hinter die Schwächen ihrer Kavaliere zu kommen. Susannes Augen sind ganz hellgrau und grausam dicht vor seinem Gesicht.

„Nicht wahr, Albert, ich habe doch recht? Man fährt nächste Woche ab, wenn man nichts erreicht im Fischzug, ist es nicht so? — Schade, daß wir in einer so öden Zeit leben, nicht wahr? Sonst könnte aus dem chevalier errant

doch eines Tages ein Prinz werden. Das geht jetzt viel schwerer. Bloß mit Geld, mit viel Geld. Aber woher nehmen?"

Larassée lächelt in Selbstironie. Sie kennt also seine leeren Taschen. „Chevalier errant: nett ausgedrückt, Susanne. Mit Takt ausgedrückt. Aber glauben Sie nicht, daß sich die Welt so sehr verändert hat. Der fahrende Ritter ist bei den Frauen noch immer beliebt. Sie kapitulieren vor ihm lieber als vor gutfundierter Industrie und Hochfinanz. Die Frauen sind romantisch, Susanne."

Die Melodie schweigt. Susanne steht mit einem weichen Ruck. Sie spricht sehr leise. „Möglich, Larassée —" Sie bleibt einen Augenblick mitten im Saal vor ihm stehen und sieht weit über ihn hinweg gegen das hohe verhängte Fenster. „Die Frau ist romantisch und wundergläubig. Ja. Aber der heutige Mann treibt ihr die Romantik aus. Schade, Larassée . . ."

Dann sieht sie ihre Umgebung, hebt den hochmütigen Kopf und geht so schnell an den Tisch zurück, daß Larassée hinterhereilen muß. „Gute Nacht, Mama. Ich mag nicht mehr. Bonne nuit, Larassée." Sie gibt ihm nicht die Hand und schlendert langsam zur Halle.

Larassée lehnt sich in seinen Stuhl zurück. Es ist ja doch einerlei, denkt er. Alles ist einerlei. In acht Tagen ist er in Nizza. Sie kennt also sein Geheimnis. Arm und entlarvt als Mitgiftjäger oder Schlimmeres. Er lehnt sich mit dem Fatalismus, der ihn schon seit zwei Jahren über Klippen schaukelt, gegen das weiche Leder und trinkt Irgang, seinem Leidensgefährten, zu. Dem anderen chevalier errant. Der ist noch nicht so weit wie er. Der bäumt sich gegen kleine Fehlschläge auf. Alles sind unsichtbare Arme, die uns schieben. Nächste Woche wird er die ersten Blumenfelder von Frankreich sehen.

Man findet mehr Frauen, die fünf Millionen erben, wenn die ganze Welt Turnierplatz ist.

2. Kapitel.

„Du solltest mit zum Curling gehen, Mama. Baron Schenck hat seine gestrige Niederlage verschlafen. Da drüben wandert er einträchtig mit dem Schotten zur Eisbahn."

Frau Vandenberg steht unschlüssig. Sie trägt dasselbe weiße Lederkostüm mit den ballonartigen, sich unten verjüngenden Schihosen, obgleich sie zum Schilaufen viel zu schwach ist. Sie wirft einen verstohlenen Blick auf ihre Tochter, deren helle Gesichtshaut in der grellen Wintersonne einen Seidenglanz hat, der siegreich selbst durch die Creme- und Puderschicht sich behauptet. Dann rückt sie hastig in den Schatten des Verandadaches.

„Ich wollte eigentlich mit der alten Gräfin zum Golfhotel gehen."

„Im Liegestuhl in der Sonne hocken und den Schibabys zusehen? Würde ich nicht tun. Das Passive daran bekommt dir nicht."

Susanne hat recht. Aber das Aktive des Curlings, das beständige Bücken nach dem schweren Stein, bricht ihr fast den Rücken. Sie antwortet nicht. Als die alte Gräfin von ihrer Gesellschafterin bis an die Treppe gebracht wird, geht sie ihr entgegen. Sie macht neben der alten, pelzvermummten Frau mit den langen Altefrauenröcken eine gute Figur. Jedenfalls eine bessere, als neben Susanne und den Borchardmädchen, die in rotem Dreß mit ihrem immer lachenden Geschrei auf Susanne losstürmen.

Sie winkt ihrer Tochter verabschiedend zu. Susanne nickt. Weiß und hoch geht sie zwischen den roten Figürchen über den Schloßplatz; als das Fuchspony mit seinem Führer um die Ecke genickt kommt, bleibt sie stehen und gibt ihm Zucker.

„Laufen Sie mit uns die alte herzogliche Bobbahn hinunter? Die letzte Kurve lohnt sich, Fräulein Vandenberg. Lu setzte sich allerdings zwischen die Bäume."

„Du solltest deine eigenen Badewannen zählen", zischt die Jüngere.

„Na na — schließlich waren Herren genug dabei, dich aufzusammeln. Noch dazu solche, von denen du dich gerne aufsammeln läßt."

Lu Borchard würde am liebsten ihre Schwester schlagen. Man sieht es. Sie zetert heftig auf sie ein. Susanne macht angewidert ein paar Schritte. Ob Larassée heute gar nicht kommt?

Susanne läßt die Mundwinkel hängen. Die Tage, an denen kein Bobrennen oder Preislauf oder irgendein gesellschaftlicher Klimbim ist, sind zum Auswachsen langweilig hier. Sie sollten packen und weiterfahren nach St. Moritz. Oder nach Arosa. Sie blinzelt trüb in die Sonne.

Dann greift sie nach dem hübsch aufgezäumten Pferdchen. „Ich nehme das Pony für den Vormittag."

Die Borchardmädchen wenden sich beleidigt ab. Als der junge Berliner Schriftsteller aber die Treppen herunterkommt und seine karierten Knickerbockers für Sekunden von der Sonne und den Schlittenkutschern, die umherlungern, bewundern läßt, lassen sie Susanne fahren. Sie wickelt die Zügel um ihren linken Arm und winkt den Boy heran, der schon die ganze Zeit wartend mit ihren Brettern an der Treppe steht. Er ist halb so groß wie die langen Hölzer und staunt bleichsüchtig-verfroren Susanne an.

Als er im Schnee kniet, blickt Susanne auf ihn herunter. Der Bengel sieht wie eine andere Menschenrasse aus mit seinem weißen Stubengesicht hier zwischen den gebräunten Sportköpfen. Was für winzige Hände er hat! Fast noch ein Kind. Sie greift in die Hosentasche und gibt ihm ein Geldstück. Der Junge mit dem kurzen, geschwänzten Jäckchen starrt das Geldstück an. Er vergißt zu danken.

Susanne lacht, als sie mit dem Peitschenende spielend über den roten Rücken des Ponys wippt. Das kleine pralle Tier schlägt sofort aus und wirft den Kopf. Im Galopp nimmt es die ansteigende Straße. Der lockere Schnee stiebt unter seinen Hufen.

Komisch, daß der Bengel sich so freute! Er erschrak sogar. Was kann er schon groß anfangen mit drei Mark? Das Kaffeegedeck im Hotel ist kaum damit bezahlt.

Aber es ist ja immerhin möglich, daß es ihm mehr bedeutet. Papa sagte immer, daß diese Art Leute ganz andere Bedürfnisse hätten, die man nicht verstehen und beurteilen könne. Der arme Papa! Er ist viel zu jung gestorben. Es scheint Susanne, als sei es früher viel netter und lebendiger bei ihnen gewesen, Mama war heiterer. und wenn das Hüttenwerk den Kommerzienrat Vandenberg auch kaum aus seinen Klauen ließ, so gab es doch hin und wieder Stunden, wo er Susanne auf seine Knie nahm, selbst als sie schon siebzehn war, und Pläne mit ihr machte. Diese Pläne drehten sich immer um Reisen. Denn da er sich einbildete, daß das Werk ohne ihn nicht laufen könnte, so gönnte er sich die Reisen nie, von denen er immer sprach. Später wollte er sie machen! Immer später mit seiner kleinen Susanne, in den Süden, nach Indien, in die Südsee!

Und nun war er schon zwei Jahre tot. Das Später hatte er in zu weite Ferne gerückt, um es noch zu erleben. Susanne fühlt sich von einer Rauhreifwolke, die diamantensprühend auf sie niederfällt, überrieselt. Er hat auch von der Wintersonne gesprochen, die im Industriegebiet des Niederrheins niemals klar durch geschwärzte, fahle Atmosphäre dringen konnte.

Sie und Mama haben jetzt die Wintersonne. Sie haben das Reisen, von dem er träumte. Ob er sich sehr danach sehnte? Und ob er gewußt hat, wie wenig die Erfüllung sich vergleichen läßt mit dem Wunsch?

Armer, glücklicher Papa! — —

Er war immer beschäftigt. Er hatte nie Zeit. Er lief mit seinen kurzen, eiligen Schritten zu seinem Wagen und kam ebenso eilig zurück ins Haus, oft abends spät, wenn sie schon schlief.

Sie und Mama wissen nicht, was Eile ist. Wenn man zu einem Zug zu spät kommt, nimmt man den nächsten. Das alles ist so einfach. Und in den Orten, wo sie leben, in Baden-Baden, Nizza, Oberhof, St. Moritz und Rom gibt es jederzeit so viele Programme, daß das Versäumen der einen Nummer noch mehrere andere Nummern übrigläßt. Wozu sollte man mit kurzen, eiligen Schritten laufen?

Sie lenkt das Pony die Straße nach Zella-Mehlis hinunter. Sie ist noch nie in Veilchenbrunnen gewesen, in dem komischen kleinen Gasthaus, wo die Schiwanderer einkehren. Es soll da eine gute S-Kurve geben. Außerdem werden die Gäste endlich mal andere sein als ewig dieselben Gesichter im Schloßhotel.

(Fortsetzung folgt.)

Von fliegenden Hunden auf Java.

Von Mat Ty Sen.

„Dort sind die fliegenden Hunde!“

„Wo?“

„An den Bäumen“, sagte die junge, ockerblanke Javanerin Isa zu ihrem Begleiter, dem Chinesen Tang, der sehr arm vor Jahren sein Vaterland verließ, in Java bis zum Rande der Kraft arbeitete und jetzt ein großes Besitztum sein eigen nennt.

Das Mädchen verzieht den weichen, noch unerfahrenen Mund. Das schwarze, dicke Haar ist im Nacken in einem Knoten aufgesteckt und läßt die kleinen runden Ohren frei. Fein und dunkel schwingt der Bogen der Augenbrauen über strahlenden Augen. Isa trägt keinen Schmuck.

Feindlich verbirgt sich die Einsamkeit von Java. An uralten Bäumen klettern Schlingpflanzen wie dünne, gewundene Stäbe nach den hoch in den Himmel ragenden Kronen. Still und gedämpft atmet der Urwald, bevor die laute Nacht beginnt. Große, rote Blumen spinnen sich zwischen Grün und Wurzeln eines Baumes, der vom Alter gefällt wurde . . . Da ist die Lichtung mit den großen und breiten Bäumen, die auch große und breite Blätter haben und nicht so eng wie im Dickicht zusammenstehen.

Vogelschwingen, Fledermausschwingen kommt aus der Ferne heran. Zwei fliegende Hunde suchen den Baum auf, in dessen Laubenwerk sie schlafen wollen. Sie legen leise die Flughaut an den Körper und lassen sich schwer aus höchster Höhe fallen. Dann breiten sie die Haut wieder aus und gleiten mit leisem Aufklatschen auf den Blättern nieder. Der schon schlafende Schwarm nimmt die Bewegung mit knurrenden Unmutlauten auf. Er hängt an den Blättern, welche die Last kaum zu tragen vermögen, und ist eine schwarzblaue, bewegungslose Masse. Er hängt in Reihen neben und über und unter einander wie Fäden an einer Schnur und hält die Köpfe unerkennbar und von den Flügeln eingehüllt nach unten. „Wer die klugen Tiere nicht kennt, glaubt schwarze Früchte eines ihm unbekannten Baumes zu sehen“, meint Tang, legt unbemerkt an und feuert zweimal kurz nach einander in den schlafenden Baum. Da kommt schnell Bewegung in den Schwarm; Köpfe mit spitzen Ohren werden sichtbar, die Tiere schwingen sich in einem Augenblick über die Äste, schreien im anderen menschenähnlich und fliegen eilig fort. Nur einer der fliegenden Hunde ist hängen geblieben; er schlägt jetzt im Fallen gegen die Zweige, stößt gegen die Blätter und sinkt sackartig tot zu Boden.

Mitleidig bückt sich Isa und erzählt dem horchenden Tang, der seinen mutwilligen Einfall bereut, daß sich die Tiere immer noch einige Minuten nach dem Tode mit ihrer großen Zehe festhalten können, erst wenn die Sehne locker geworden, ohne Spannung ist, fällt der tote Körper schwer zu Boden.

Isa nimmt das Tierchen auf, sieht die gebrochenen Augen, fühlt aber noch Leben und Bewegung. Sie versucht die Flügel auseinander zu breiten und erblickt ein Junges, das sich mit ausgestreckten Armen und Beinen fest an die Brust der Mutter klammert. Die spinnwebenen Flughäute des Kleinen halten den noch warmen Körper der Mutter sehr fest und bedecken die ganze Brust. Das zarte, erst vor kurzem geborene Wesen scheint nur Kopf zu sein: ein Greisenkopf mit großer Schnauze saugt aus dem Euter einer toten Mutter.

Isa löst es langsam vorsichtig los und nimmt es mit. Einsilbig treten die beiden den langen Rückweg nach der Stadt an.

Kokospalmen heben ihre gelblichen Kronen über einen Bananenhain. Die empfindlichen Blätterspitzen zittern in schimmernder, windstiller Luft; dicht am Stamm leuchten unter Blättern faserige Nüsse . . . Da stehen Frauen vor den Hütten und tragen ihre Kinder im Slendang, dem Schal, auf der Hüfte. Die Kleinen lugen neugierig aus ihrem Sitz und recken den Schlaf aus den Gliedern. Dort hebt sich ein weißes Haus aus dem dichten Dunkel.

Dann sind sie da . . .

Monde sind vergangen. Isa wandert allein über Wege, durch Wald und Helligkeit. Als sie heimkehrend nicht weit von dem weißen Hause ihrer Eltern unter einem stillen, alten Baum stehen bleibt, horcht sie gespannt nach oben, ruft mit dem eigenartigen, lockenden Laut, den nur die im Lande Heimischen kennen, zärtlich: „Bao . . jo . . Bao . . jo . . .“

Es rauscht heimlich und leise in der Luft, kommt näher, wird stärker, läßt sich langsam, zögernd herab, umflattert den Kopf einer jungen Javanerin, blickt mit dunklen, klugen Augen und bewegt den merkwürdigen Fledermausmund mit den weißleuchtenden Zähnen. Flügelschlagend setzt sich das Tier auf Isas glattes Haar. Sie hebt es vorsichtig heraus, setzt es auf ihre Hand, hockt nieder, hält dem offenen Maul des Tieres eine Banane entgegen und zeigt ihm spielend bald nah, bald fern, wie unerreichbar das alles ist. Endlich erhascht es die Frucht.

Mit raschem Griff packt das Tier die köstliche Nahrung, die man sich sonst nur aus den Bäumen holen kann, wenn die Menschen sehr entfernt sind. Es zerreißt hastig die Schale und hält mit den Flügeln die Banane fest. Dann strebt es mit der Frucht im Maul dem Mädchen entgegen wie ein Kind der Mutter, damit auch sie die Köstlichkeit versuchen kann. Genießerisch essen sie beide und erhalten von den Enden zur Mitte jeder die Hälfte. Isa streichelt das Tierchen leise, legt dann die Hände über seine Flügel und wirft es so hoch in die Luft, daß es sich wieder aufschwingen kann. Zutraulich umflattert es noch einige Zeit das Haus und den Garten, dem es ganz jung zugetragen wurde, in dem es Pflege und Futter bekam und in dem es mit dem Laut gelockt wurde, der ihm noch jetzt vertraut ist . . .

Der Etat.

Ein Zeitbild von Jo Hanns Rösler.

Die behutsame Behörde rechnete und rechnete.

„Aber der Bau wurde doch bewilligt?“

„Bewilligt wurde er“, nickte der Bürgermeister, „sogar einstimmig. Die Notwendigkeit einer Straßenbahn-Wartehalle am Wurzener Weg ist offensichtlich. Aber wir haben in unserem Haushaltsetat nur dreißigtausend Mark für Neubauten angesetzt, und dieser Betrag ist bis zum letzten Pfennig aufgebraucht. Wie hoch, Herr Baumeister, berechneten Sie die Baukosten?“

„Zweitausendfünfhundert Mark.“

„Das ist die endgültige Summe?“

„Ja. Die Kosten für eine moderne neue Straßenbahn-Wartehalle belaufen sich bis zur betriebsfertigen Übergabe auf genau zweitausendfünfhundert Mark.“ Der Bürgermeister zuckte die Schultern. „Es nützt alles nichts. Wir haben den Betrag nicht zur Verfügung. Und wenn auch die Stadtverordneten in jeder Sitzung noch so drängen, ich bin an meinen Etat gebunden. Vielleicht vertagen wir für heute den Fall Herr Baumeister, und finden inzwischen eine andere Lösung.“ —

Zehn Tage später fand eine neue Sitzung statt. Der Bürgermeister bedauerte: „Wir haben den Fall nach allen Seiten erwogen. Es ist mir unmöglich, Ihnen den Auftrag zum Bau einer neuen Straßenbahn-Wartehalle zu geben.“

„Ich habe dies bereits vorausgesehen“, nickte der Baumeister, „ich kann Ihnen daher heute einen neuen Vorschlag unterbreiten. Wie ich mich erkundigt habe, sind wohl Ihre Mittel für Neubauten erschöpft, aber Sie haben noch genügende Gelder für Umbauten zur Verfügung.“

„Die einzelnen Posten sind nicht übertragbar.“

„Auch das weiß ich. Aber an der Stelle, wo wir die Wartehalle errichten wollten, befindet sich ein Gasthof. Dieser hat eine geschlossene, für sich stehende Eisenveranda. Ich habe nun mit dem Besitzer gesprochen, und er würde bereit sein, uns diese Veranda gegen eine Ablösung zu überlassen.“

„In welcher Höhe?“

„Er verlangt zweitausend Mark.“

„Und Sie würden den zweckmäßigen Umbau übernehmen?“

„Ja. Es sind zwar einige bautechnische Schwierigkeiten vorhanden aber ich habe bereits die Zeichnungen und Entwürfe mitgebracht.“

„Wie hoch würden sich die Umbaukosten stellen?“

„Dreitausendfünfhundert Mark, Herr Bürgermeister.“

„Da ist die Ablösung inbegriffen?“

„Leider nicht. Die käme noch dazu, so daß die Wartehalle sich bei Inbetriebnahme auf genau fünftausendfünfhundert Mark stellen dürfte.“

„Das ist doch Wahnsinn“, erklärte der Bürgermeister, „wenn eine neue Wartehalle nur zweitausendfünfhundert kosten soll.“

Der Baumeister nickte: „Es ist bedauerlich. Aber da die Errichtung bestimmt wurde, Ihr Neubauetat erschöpft ist, während Sie für Umbauten noch genügend Mittel besitzen, wird Ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben, als den Umbau der Restaurationsveranda zur Wartehalle zu bewilligen.“ —

Und so geschah es. —

Auf diese Weise erhielt die behutsame Behörde eine nicht sonderlich zweckmäßig umgebaute Wartehalle für fünftausendfünfhundert Mark, während eine nach den neuesten Erfahrungen zweckdienlich errichtete neue Wartehalle nur zweitausendfünfhundert Mark gekostet hätte.

Siehe, das ist eine wahre Geschichte.

Näweldaach.

Wenn so ä richtcher Näweldaach
de Ärde dut verschleiern,
daß frieh de Menschen ängstlich=zaach
in ihr Biro neinschteiern,
ja fädderſch, sowas habb ich gärn!
Mr gondelt wie im Droome,
Gemiedlich blinzeln de Ladärn'n,
sonst schtieß' m'r sich am Boome.

De Audos un de Schtraßenbahn,
die huben und die bimmeln,
drzwischen geistert wie im Drahn
ä Fuhrwerk mit zwee Schimmeln.
Ä Mann mit uffgeschbanntem Schärm
verfitzt sich in ä Gidder,
un änne alde Frau schläächt Lärm,
ihr Gader gäm nicht widder.

Un immer dichter laachert sich
Dr Näwel um de Mauern;
dr allerletzte Heiserstrich
verschwamm in dunstchen Schauern.
Mr sieht nischt mähr, mr find' nischt mähr
schon seit fimf Värtelschtunden.
Vergniecht ärrt's Bärsonal umhär:
De Färma is verschwunden!

Lene Voigt.

Begegnung.

Erinnerung von Konsul W. Aue=Hannover.

Der Nacht=Expreß Kalkutta—Delhi setzte sich gerade in Bewegung, als „er“ von seinen indischen Begleitern unter großem Stimmengetöse in unser Abteil geschoben wurde. Unsere Boys hatten uns die Schlafsäcke auf den beiden unteren Sofas ausgebreitet und sich in ihr nebenanliegendes Dienerabteil zurückgezogen. Mein Freund und ich standen halbentkleidet vor unseren Betten, während der kleine Hindu die beiden übrig gebliebenen oberen Betten etwas zweifelnd aus seinen großen braunen Augen betrachtete.

Die unerwünschte Gegenwart eines Eingeborenen in unserem Abteil hatte uns die Urlaubsstimmung etwas verdorben, und wir wechselten mißmutige Blicke untereinander; obgleich wir Luxusklasse fuhren, waren wir nicht gegen das Mitfahren eines Inders gesichert. Nach Reichtum sah dieser mit weißem Lendentuch bekleidete kleine Kerl nicht aus, also mußte er zumindest ein indischer Beamter sein, da er die übliche Abschiedsgirlande aus Blumen um den Hals trug. Wir gaben es auf, das Problem zu lösen . . .

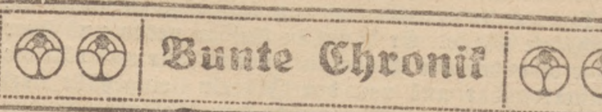
Hintereinander in das anstoßende Badezimmer gehend, kühlten wir unsere schlaffen Glieder mit einem lauwarmen Brausebad und suchten dann wortlos unser Lager auf. Herr Reisegenosse nahm eine Decke aus seinem „Valise“ und machte krampfhafte Versuche, die obere Schlafstelle zu erreichen, da in diesem Zug, wie sehr oft, keine Bettleiter vorhanden war. Dieses gelang ihm endlich, indem er den Toilettentisch zum Absprung benutzte. Wir freuten uns, daß wir durch die höhere Lage unseres Hindus von dem indischen Körperduft verschont blieben. Wir schoben die Blauglasfenster und Sonnenvorhänge hinauf und ließen statt dessen das Drahtfenster herab, das die Moskitos abhält, aber die Nachtluft durchläßt. Unsere müden Sinne vernahmen noch einiges Rülpsen aus den oberen Regionen und das leise Summen des elektrischen Ventilators. Dann schliefen wir ein.

Die Stadt Cawnpore sollte uns Aufklärung über unseren Mitreisenden bringen. Wir liefen morgens um neun Uhr ein, mußten aber draußen vor dem Bahnhof auf offener Strecke einige Zeit halten. Endlich ging es im Schneckentempo weiter. Der riesige Bahnsteig war von einer dicht gedrängten braunen Menschenmenge überflutet, die in größter Aufregung dem Zuge entgegen blickte. Noch ehe er stand, klammerten sich die Leute suchend an Fenster und Türen.

Ein ohrenbetäubender Lärm brach aus, als der Zug hielt.

Wir öffneten die Fenster, sahen hinaus, wurden aber von der herandrängenden Menge wieder in das Abteil zurück geschoben. Sollte es etwa einen neuen Aufstand geben? Wir tasteten unwillkürlich nach den Revolvern. Unser Begleiter verhielt sich ganz ruhig und machte Anstalten, den Zug zu verlassen. Als die Wartenden seine Gestalt gewahrten, steigerte sich die allgemeine Aufregung zu einem wahren Hexensabbath. Unser Reisegefährte wurde buchstäblich aus dem Abteil gerissen und im Triumph auf die Schultern seiner Glaubensgenossen gehoben. Während ein Hagel von Geldstücken und Blumen auf ihn niederging, schrien die Anwesenden: „Ghandi, Ghandi kijai!“

Also das war unser Reisegefährte!



*** Ein Zebra schlägt einen Wärter k. o.** Buster, der Zebrahengst aus dem Zoologischen Garten in Newyork, hatte sich neun Jahre lang friedlich und ruhig verhalten. Eines Tages betrat sein Wärter das Gehege, um es zu säubern. Dabei stieß er mit dem Besenstiel gegen den Zaun. Das Geräusch reizte anscheinend das Tier, denn es griff den Wärter an und verletzte ihn am Kopf. Der Wärter versuchte, sich mit den Fäusten zu verteidigen, wurde aber bald zu Boden geschlagen. Das Zebra ergriff mit den Zähnen den Gürtel des Wärters, hob ihn in die Luft und warf ihn wieder auf die Erde. Während das Tier den Unglücklichen mit seinen Hufen bearbeitete, stach ein Vorübergehender, um dem Wärter zu helfen, mit seinem Regenschirm durch die Gitterstäbe nach dem Zebra. Dieses wandte sich nun seinem Angreifer zu und versuchte, ihn durch das Gitter zu treffen. In diesem Augenblick betraten zwei andere Wärter das Gehege und brachten ihren Kollegen in Sicherheit. Mit zerrissener Uniform und schweren Verletzungen wurde er ins nächste Krankenhaus überführt. Zebrahengste sind als sehr gefährlich bekannt. Buster, der mit sechs Monaten in den Zoo gekommen war, hatte sich bis dahin mustergültig geführt.

Lustige Rundschau

*** Das Kind.** Im Osten von Berlin. Ein nett, aber etwas nervös wirkendes Fräulein hält mit einem Kindersportwagen nebst fröhlich lebenden Inhalt vor einem Konfitürengeschäft, betritt den Laden und kauft ein paar Kleinigkeiten. Wie sie zahlen will, stellt sie fest, daß sie kein Geld bei sich hat. Sie macht der Verkäuferin den Vorschlag, das Kind als Pfand in den Laden hereinzunehmen, während sie rasch nach Hause eilen wolle, um Geld zu holen. — Die Verkäuferin aber, ein ältliches Fräulein mit erfahrenen Augen, winkt energisch ab: „Nee, nee, für det Pfand bedank ich mir scheenstens — uff die Art habe ich schon zwee Kinder gekriegt!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.